In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 122 | Posen, den 30. Mai 1929 | 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(19. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Nimm's mir nicht übel, Schatz — vielleicht ist es kindisch, albern, spießbürgerlich — was du willst — aber ich — ich mocht' es nicht — konnt' dich manchmal gar nicht ansehen — es war mir peinlich — tat mir weh.“ Und er nannte dies und jenes Stück, diese und jene Rolle, die sie dargestellt hatte — er mochte gar nicht daran denken, gar nichts mehr davon wissen — nein. Wenn sie dastand — als junges Bauernmädchen zum Beispiel — mit kurzem Rock, der kaum bis an die Knie reichte — oder im Ballkleid mit nackten Armen und tief entblößten Schultern — oder gar in der Verkleidung eines Knaben, eines jungen Burschen, die ihre Gestalt, ihren Wuchs, ihre Glieder mehr zeigten als verhüllten — und das ganze Haus begaffte sie, hundert Gläser richteten sich auf sie — dann war's ihm, als stellte sie sich zur Schau, als gebe sie sich preis — und er konnte sich nicht helfen, mußte sich schämen, fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, kalter Schweiß ihm auf die Stirn trat. Es war ein schreckliches Gefühl und wich nicht, kam immer wieder, war immer wieder dasselbe.

Ob's anderen Männern ebenso ging? Er wußte es nicht. Manche mochten sich gewöhnen. M u ß t e n sich vielleicht auch gewöhnen. Wenn's eben nötig war. Aus diesem oder jenem Grund. Aber wer seine Frau liebte, hochhielt — der sah's wohl nicht gern — gewiß nicht — das konnte er sich nicht denken.

Er meinte, Sibylle würde seine Ansichten belächeln, vielleicht gar bespötteln. Aber sie lachte nicht, spottete nicht. Ein wenig bürgerlich mochte er wohl sein — ja —, sie als Schauspielerkind war in freiesten Anschauungen groß geworden, hatte sich nie etwas dabei gedacht, nie etwas dabei gefunden — aber nun, da er es sagte, seine Gefühle schilderte —, nun konnte sie sich an seine Stelle setzen, konnt' es ihm nachempfinden. Und erkannte zugleich seine feine, zarte Seele in allen ihren Regungen und Schwingungen, seine große, tiefe Liebe, die sie umgab und eifersüchtig hütete . . .

Und um so fester stand der Entschluß, den sie gefaßt hatte, um so lebhafter war ihr Wunsch, der Bühne den Rücken zu kehren, ganz zum Konzertgesang überzugehen.

Nur Lust und Liebe zur Sache. Ausdauer. Fleiß. Es war ja kein neues, unbekanntes Gebiet, das sie betrat. Hatte sie sich auch für die Bühne vorbereitet, im Hinblick auf die Bühne gelernt und gearbeitet — das Lied hatte sie doch nicht vernachlässigt —, schon ihre Lehrerin drang darauf —, hatte immer wieder ihren Schubert, Schumann, Brahms hervorgeholt, hatte auch hier und da vorgesungen — bei sich zu Hause, bei Bekannten, in kleinem Kreis, in Gesellschaften. Wie damals bei ihrem Schwager, Baumeister Wolde, wo sie sozusagen ihren ersten Erfolg als Liedersängerin gehabt hatte.

Ein Jahr ging hin. Ein volles Jahr. Und sie zog sich zurück, ließ sich nicht sehen, verschwand. Wo war sie? — Was tat sie? — Niemand wußte es.

Bis sie sich hervorwagte. An die Öffentlichkeit trat. Und nicht mehr unter ihrem Bühnennamen, als Sibylle Krohn, wie sie bisher auf dem Zettel stand. Sondern als Sibylle Wolde. Und nicht allein. Sondern mit ihrem Mann. Beide zusammen. Sie als Konzertsängerin und er als ihr Begleiter. „Am Flügel Werner Wolde“, wie es hieß.

Es war Ende Oktober. Noch ziemlich stille Zeit. Die Hochflut hatte noch nicht begonnen. All die Konzerte der zahllosen Künstler und Künstlerinnen, der Großen und Kleinen, der Berühmten und Unberühmten.

Man war auch noch nicht recht aufnahmefähig, hatte noch keine rechte Sehnsucht nach Wintergenüssen. Ein Abend im dumpfen, engen, grellerleuchteten Saal? Mitten im Herbst? Und draußen noch Sonne, ganz angenehmes Wetter. Man saß noch im Freien, trank seinen Kaffee, seinen Dämmerschoppen.

Ein kleiner Saal. Und kaum gefüllt. Lücken hier und da. Und die Zuhörer? Musikfreunde, die sie kannten und schätzten. Schüler und Schülerinnen mit ihrer Gesanglehrerin. Die Berliner Kunstrichter und endlich ihre Angehörigen: Mutter und Bruder, die alte Geheimrätin, der Baumeister, Gottfried Hahnebusch und Steffen Lankow mit ihren Frauen.

Eine junge Sängerin, und den ganzen Abend bestreiten? Sie allein? Ohne andere Hilfe? Ohne andere Kräfte? War es nicht ein kühnes Unterfangen? Ein Wagnis geradezu?

Ihre wahren Freunde bangten, mehr noch die Ihrigen, am meisten aber Werner, ihr Mann, obwohl er alles Zutrauen hatte, sie und ihre Kunst kannte. Trotzdem — was stand nicht auf dem Spiel! Ihre ganze Laufbahn, ihre Zukunft, ihr Glück. Wenn der Abend sang- und klanglos vorüberging, wenn sie keinen Erfolg hatte, am Ende nicht gefiel — was dann —? Er mochte nicht weiter denken, das Herz zog sich ihm zusammen.

Nur eine war ruhig, sicher — oder schien wenigstens so: Sibylle.

Eine Seitentür ging auf, schloß sich. Ein Raunen und Flüstern. Da kam sie. Schlank und dunkel. In langem, gelbseidenem Gewand. Neigte leicht den Kopf, warf einen Blick auf ihren Mann — ein Flüsterwort —, nahm die Blätter und begann. —

Im Saal Stille. Tiefe, andächtige Stille. Kein Laut hörbar. Man saß und lauschte, rührte sich nicht. Hing an den Lippen der Künstlerin, folgte ihr, in Freud und Leid, in Wonne und Weh. Man war gefangen, in ihrem Bann.

wie sie bisher auf dem Zettel stand. Sondern als Sibylle Wolde. Und nicht allein. Sondern mit ihrem Mann. Beide

Sibylle fühlte es, gleich im Anfang, nach den ersten Tönen — unwillkürlich —, fühlte, daß sie die Gewalt gewann — die Gewalt über die Herzen der Menschen da unten —, daß man mit ihr ging. Und in ihr jubelte es: gewonnen, gewonnen!

Und die letzte Befangenheit — nur ihr bewußt — wich. Die letzte Unsicherheit. Sie war wie befreit, erlöst von allem Zwang, jeder Fessel, entfaltete all ihre Mittel, gab sich ganz hin, lebte sich aus im Gesang, im Lied.

Und als sie geendet, rief man ihr zu, rief sie immer wieder, stand auf, ließ nicht nach, bis sie sich zu einer Zugabe entschloß. Und man setzte sich wieder, alles wurde still, und sie begann von neuem.

Ein Erfolg. Ein voller Erfolg. Sie konnte zufrieden sein. War auch zufrieden. Als sie im Künstlerzimmer stand, voll freudiger Erregung, mit glänzenden Augen, trat sie auf ihren Mann zu, umarmte ihn, küßte ihn. Vor aller Welt. Vor den Menschen, die herumstanden, ihr die Hände schüttelten, sie beglückwünschten.

Allen voran ihre Lehrerin, die große Gesangmeisterin. Eine ältere Dame mit grauem Kopf und frischem, jugendlichem Gesicht. Zog Sibylle an sich und klopfte ihr die Wangen. Hatte sie's nicht immer gesagt, was? Nun also! Nun hatte sie den Beweis!

Und dann fuhren alle davon. Die ganze Gesellschaft. Die Verwandten, Freunde, Bekannten. Nach ihrer Wohnung, diesen Abend zu feiern. Und man saß an der großen Tafel, aß, trank, rauchte, machte Musik, war vergnügt bis in die Morgenstunden hinein. —

Nur eins blieb noch: die Presse. Die Zeitungen. Was würden die Blätter sagen? Darauf kam's an. Das war das Wichtigste.

Wie oft hatte man's erlebt! Wie oft war's dagewesen! Am Abend rot und am Morgen tot. Abends ein ganzer Erfolg. Beifall und Hervorrufe. Lauter Freude und Jubel. Und am nächsten Morgen die Kehrseite, „das dicke Ende", wie man sagte. Das Urteil der Zünftigen, der Herren Kunstrichter und Gelehrten. Und häufig genug das Todesurteil eines Werkes, einer Leistung.

Aber nichts davon. Kein „Verreißen". Kein Nörgeln und Tadeln. Auch kein Totschweigen. Nur Anerkennung. Ehrliches Lob. Hier und da Begeisterung.

Man war eines Sinnes: keine mächtigen, gewaltigen Mittel für große Räume, ein großes Haus, für die Bühne. Aber eine weiche, runde und dabei glockenklare Stimme. Und eine Wärme des Tons, eine Beseelung des Gesanges, eine Schulung und Kunst des Vortrags — vorbildlich geradezu. Eine Hoffnung, eine Zukunft des Konzertsaals . . .

Auch Werner, der „Herr am Flügel", war bedacht, bekam sein Teil: sorgsames, zurückhaltendes, gewähltes Spiel, feine, vornehme Begleitung. Ein junger Tonsetzer, dessen stimmungsvolle Lieder verdienten, allgemeiner bekanntzuwerden . . .

Ein köstliches, wundervolles Erwachen.

Draußen lichter Morgen. Helle Sonne, die in die Fenster schien. Die beiden lagen noch im Bett, als ihnen die Blätter gebracht wurden, lasen und lasen, eines nach dem andern, reichten sie sich hinüber, herüber und freuten sich wie die Kinder.

Machten auch gleich Pläne für die Zukunft. Nahmen sich alles mögliche vor. Zuerst noch ein paar Konzerte in Berlin und dann in anderen Städten. Anträge, Einladungen würden schon kommen — nach solchen Urteilen! — Ganz gewiß! Und dann flogen sie aus, reisten in die Welt — hierhin und dorthin —, wohin sie gerufen wurden — und keiner allein — nein — sie beide zusammen — immer zusammen!

War das nicht ein herrliches Leben?

7.

Nun war Steffen Lankow draußen — ganz draußen. Lebte, wohnte in ihrem Landhaus am See. Im Sommer wie im Winter. Das ganze Jahr hindurch.

Das war kein plötzlicher Entschluß gewesen, war nicht mit einem Mal gekommen. Nein, ganz langsam und allmählich. Jahre waren darüber hingegangen — drei — vier Jahre.

Und mancherlei Gründe waren es gewesen — Gründe der verschiedensten Art —, innere und äußere Umstände —, allerhand geheime Mächte und Triebfedern — wie dunkle, unsichtbare Hände, die ihn ergriffen, geschoben, gedrängt hatten — wider seinen Wunsch und Willen — wider seine Absicht . . .

Zuerst die Berufsverhältnisse in Berlin.

Es war, als ob er auf der Höhe angelangt war, nicht recht weiter und vorwärts kommen konnte. Wie ein Stillstand. Er war ein guter, zuverlässiger, beliebter Arzt, war bekannt und geschätzt, und die ihn einmal hatten, sich von ihm behandeln ließen, blieben ihm treu, suchten ihn immer wieder auf. Aber kaum, daß der Kreis sich vergrößerte, das Feld seiner Tätigkeit sich erweiterte.

Der Zug nach dem Westen hatte alle erfaßt. Auch die Ärzte. Wer es irgend ermöglichen konnte, zog aus der dumpfen, engen Stadt hinaus, ließ sich draußen nieder — in den neuen Vierteln mit den breiten Straßen, den schönen Häusern und Wohnungen, die mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten versehen waren.

Steffen war nicht allein da. Rings um ihn genug andere, und immer mehr kamen hinzu. Und dann die Sanatorien, Heil- und Kuranstalten, Kliniken, die plötzlich wie Pilze aus dem Boden schossen. Ganze Stockwerke, ganze Häuser, nur zur Aufnahme von Kranken, Leidenden, Erholungsbedürftigen bestimmt . . .

Dazu seine veränderte Lebensführung. Die Rücksichten auf seine Frau. Die unaufhörlichen Störungen und Unterbrechungen. Zuerst der Bau des Landhauses, der ihn so häufig abrief, und oft zu ungelegener Zeit. Wie viel versäumte er, ging ihm verloren, was nicht wieder nachzuholen, nicht mehr einzubringen war.

Und die Tage, die Wochen, die er abwesend war. Die kleinen und großen Reisen, die sie machten. Erika wollte nicht ewig daheim sitzen, wollte die Welt sehen, ihr Leben genießen.

Er bat sie, ihre Mutter oder seine Mutter — wie sie wollte — zur Gesellschaft mitzunehmen — aber nein — nein — das mochte sie nicht, dazu war sie nicht zu bewegen. Wenn er nicht dabei war, mit ihr fuhr, dann verzichtete sie lieber, dann blieb sie auch.

Was sollte er tun? — Und so gab er schließlich nach, richtete alles ein, wie es ging, und begleitete sie . . .

Ja, er hatte auch schuld, hatte selbst schuld . . .

Erika hätte es am liebsten gesehen, wenn sie aus der Stadt zogen, ihre Stadtwohnung überhaupt aufgaben. Das war ihr sehnlicher, glühender Wunsch — gleich nachdem ihr Landhaus fertig dastand —, ihr ganzes Sinnen und Trachten. Sie legte es ihm auch nahe, sagte es ihm.

Aber er widerstand.

Sie ließ sich aber nicht davon abbringen, kam immer wieder darauf zurück, suchte immer neue Beweggründe. Was lag ihm denn an der Stadt? Was hielt ihn fest? Doch nur sein Beruf. Weiter nichts. Und brauchte er den aufzugeben? Nein, im Gegenteil.

Da draußen boten sich ja auch Aussichten, öffnete sich doch auch eine Zukunft. Augenblicklich ja noch nicht. Man mußte warten, Geduld haben. So weit war's noch nicht mit der jungen Ansiedlung. Aber man konnte sich doch denken — man sah doch, was wurde, was sich entwickelte: ein Bauplatz nach dem andern wurde verkauft, ein Haus nach dem andern wuchs in die Höhe. Nur ein paar Jahre, und er hatte seinen Wirkungskreis, hatte genug zu tun . . .

Aber er widerstand.

Als Erika nichts erreichte, nicht zum Ziel kam, sann sie auf andere Mittel und Wege, sah sich nach Hilfe um. Wenn niemand auf ihn Einfluß hatte, ihn zu bewegen wußte — vielleicht seine Mutter. — —

Die alte Frau war nicht sehr fürs Reisen, war in ihrem Leben nicht fürs Reisen gewesen, und nun erst, in ihrem Alter, wo sie sich den Siebzig näherte. Aber wenn's zu ihren Kindern ging, konnte sie schwer nein sagen, so umständlich und beschwerlich es auch war. Für Berlin hatte sie nicht viel übrig — dieser Lärm und Verkehr — dies Hasten und Jagen —, nein, das war ja lebensgefährlich, war nichts für sie. Aber bei ihnen auf dem Lande — diese Ruhe und Stille — wie bei ihr zu Haus — und das schöne Haus — und der große Garten — und der See —, ja, das ließ sie sich gefallen, das war nach ihrem Geschmack.

(Fortsetzung folgt.)

Der Werdegang Einsteins.

Von Dorothea Ziegel.

Am 14. März 1879 wurde Professor Einstein in Ulm an der Donau geboren. Mit zehn Jahren schließt ein Mitschüler auf dem Luitpold-Gymnasium in München mit ihm innige Freundschaft, die sich über Jahre hinaus erstrecken sollte. Heute erzählt er in einer Neuyorker Zeitung, was ihm, dem amerikanischen Jungen, Albert Einstein wurde.

Schon damals war es ihm und allen Klassenkameraden gewiß, daß aus dem Knaben, der sie alle an Geistesschärfe und verblüffender Logik übertraf, einmal ein bedeutender Wissenschaftler würde. Er kannte keine Spielkameraden, keine Jugendstreiche. Abgesondert lebte er in der Stille des väterlichen Hauses in München neben der jüngeren Schwester Maya und neben Max Talmey, dem späteren Neuyorker Arzt, der ihm diese Reminiszenzen verehrungsvoll widmet . . .

Ein Ereignis tritt ein, als der Untertertianer „Spickers Geometrie“ in die Hände bekommt. Albert Einstein bewältigt mit 13 Jahren den Stoff spielend, er wächst über seine Lehrer hinaus, greift zu Büchern, die ihn in die höhere Mathematik einführen sollen. Seine Schulgenossen bleiben weit zurück, er gibt sogar das geliebte Violinspiel auf . . .

Diese frühen Eindrücke wirken so nachhaltig auf ihn, daß sein Freund ihm geistig nicht mehr zu folgen vermag. In der Schule bleibt Einstein in den Sprachen, in Erdkunde und Geschichte auf dem Niveau der anderen, der Kinder . . . Aber er findet keine Befriedigung seines Wissensdurstes in der Gemeinschaft der anderen. Immer wieder drängt es ihn, sich der Lösung neuer Probleme hinzugeben. Er wird ein Einsamer. Lehrer und Freunde treten scheu vor dem erwachenden Genie zurück.

Im Jahre 1894 fand er, daß das Gymnasium ihm nichts mehr zu bieten vermochte! Er verließ nicht nur die Schule, sondern auch München und den Kreis seiner Freunde. Die Eltern zogen nach Mailand, er wurde auch von seiner Schwester getrennt. Das Abiturium hielt er für eine unnütze Zeitvergeudung. Sprachen und Nebenfächer, an denen er gänzlich uninteressiert war — dafür wollte er nicht zwei kostbare Lebensjahre opfern, die der wichtigsten Epoche seiner Studien allein gehören sollten. Einstein ging nach der Schweiz, zog nach Aarau und besuchte die Cantonschule. Ein Jahr später bezog er bereits eine Zweiganstalt der Züricher Hochschule, die sogenannte Lehramtsschule, und bewältigt mit 17 Jahren das akademische Pensum der höheren Mathematik und Physik. Gleichzeitig wird er mit den Eltern Schweizer Staatsbürger.

In Zürich beginnen für ihn die Sorgen. Der Vater ist schwer leidend, das Geschäft kämpft mit Schwierigkeiten, die Eltern sind nicht mehr in der Lage, den Studenten zu unterhalten. Einstein bewohnte ein kleines, dürftiges Zimmer, litt unter Entbehrungen und brachte sich mühevoll als Privatlehrer durch. Erst in Schaffhausen, dann in Bern. Hier bietet sich endlich eine feste Stellung: Eine Position als Sachverständiger beim Patentamt! — Als 23jähriger! Er hat ein kleines Einkommen, das ihn knapp vor der Not schützt. Dann horchte die wissenschaftliche Welt zum ersten Male auf: Albert Einstein publiziert in den Annalen der Physik: „Folgerungen aus den Kapillaritätserscheinungen“. Damit beginnt nun das, was man „Karriere“ nennen könnte.

Einstein beschäftigt sich nun hauptsächlich mit Elektrodynamik, mit Thermodynamik, mit Optik. Er knüpft wieder Korrespondenzen an mit dem ehemaligen Schulfreund, der in Amerika nun Mediziner ist. Auch dort liest man seine Abhandlungen, die in den wissenschaftlichen Organen Amerikas größeren Widerhall finden. Es erscheinen aufsehenerregende Arbeiten. Zürich verleiht den Doktortitel, die Dissertation, die eine Umwälzung auf dem Gebiete der Elektrodynamik bedeutet, erscheint 1906 wiederum in den Annalen der Physik. Von 1902 bis 1905 arbeitete er an der Relativitätstheorie! Salzburg lud den jungen Wissenschaftler zum Kongreß. Leyden, Zürich, Prag verliehen Professuren, da rief Berlin 1913! Einstein folgte dem Ruf und wurde als Schweizer Staatsbürger Leiter der Physikalischen Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Institutes. Seitdem ist Einstein ständig in Berlin.

Die Welt weiß heute von ihm, von der Relativitätstheorie, von der neuen Feldtheorie, die eine neue Philosophie für die Welt bedeutet. Aber, obwohl uns der Name schon Begriff geworden ist, so darf man das Kuriosum nicht unerwähnt lassen, daß seine Lehre selbst den bedeutendsten Köpfen nicht zugänglich gemacht werden kann, weil außer ihm selbst überhaupt niemand fähig sein soll, den Stoff zu beherrschen . . .

Man kann wohl auch der Gattin des Gelehrten Glauben schenken, die auf eine Rundfrage einer Zeitung, ob es schwer sei, die Frau eines prominenten Mannes zu sein, lakonisch antwortete: „. . . Ja! Sehr!“

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Er hat daneben gedacht.

Ein Mann in den besten Jahren, der seit einiger Zeit in Paris verheiratet ist und in Ermangelung einer eigenen Behausung bei den Schwiegereltern wohnt, scheint sich mit der Mutter seiner Frau nicht gerade erstklassig zu verstehen. Jedenfalls kam er neulich mitten in der Nacht stark angetrunken nach Hause und eröffnete im Hausflur ein kleines Schnellfeuer aus seiner Pistole auf eine Bronzestatue, die dort in die Wand eingelassen ist. Als die Hausbewohner herbeigelaufen kamen und den Wildgewordenen durch die Polizei festnehmen ließen, erklärte er:

„Es tut mir außerordentlich leid, daß ich die schöne Büste verstümmelt habe. Ich glaubte nämlich, es sei meine Schwiegermutter.“

Da kann die alte Dame ja froh sein, daß sie nicht im Hausflur in die Wand eingelassen war, denn so ein Schnellfeuer hält keine Bronze aus, geschweige denn eine Schwiegermutter. Die Geschichte erinnert aber stark an jenen Göttinger Professor, der sich während eines Abendessens mit vollen Händen Salat auf den Kopf schmierte und der entsetzten Hausfrau entschuldigend erklärte:

„Verzeihen Sie, ich dachte, es wäre Spinat.“

*

Wie sage ich es meinem Vater?

Der Deutsche Beamtenverein hat sich in der „Wirtschaftsgenossenschaft“ ein Organ geschaffen, in dem ein Mitglied auf diese Weise einen Stiefvater sucht:

„Suche für meine Mutter netten Lebensgefährten. Sie ist 59 Jahre, jüngeres Aussehen, saubere und sparsame Hausfrau, angenehmes, sympathisches Wesen. Selbige würde durch ihre liebevolle Art einem Manne den Lebensabend verschönen.“

Man hatte auch so angenommen, daß sie nicht die Absicht habe, einer Frau den Lebensabend zu verschönen, aber es ist doch nett von einem Sohn, seine Mutter ein sympathisches Wesen zu nennen.

Das paßt ja!

Als die Landwirtschaftliche Hochschule Berlin jüngst eine Feier abhielt, mußte natürlich auch eine Rede gehalten werden. Das kündigte man dann an:

„Mangold, Ernst, Prof. Dr. med. et phil.: „Schlaf- und ähnliche Zustände bei Menschen und Tieren.“ Festrede bei der Feier der Landwirtschaftlichen Hochschule.“

Hoffentlich sind die Zuhörer dabei nicht eingeschlafen und haben nur einen schlafähnlichen Zustand vorgetäuscht.

*

. . . die Dichter schlagen aus!

Das muß ein seltsamer Monat sein, dieser Mai, der solche lyrischen Zeilen hervorbringt, wie sie ein unbekannter Dichter im Berliner „Tag“ auf die Menschheit losläßt:

Wenn Frau Krause schreibt,
Daß sie dann nur bleibt,
Wenn das Zimmer ruhig und nicht kalt,
Daß sie fährt zurück,
Wenn sie keinen Blick
Hat auf Wiese, Berge, Wasser, Wald:
Dann oha! oha! oha!
Ist die Sommersaison nah.

Wenn am Villentor
Und am Zaun davor
Das Plakat hängt: „Vorsicht, frisch lackiert!“,
Wenn aus neuem Nest
Etwas fallen läßt
Auf den Kies die Meise ungeniert:
Dann oha! oha! oha!
Ist die Sommersaison nah.

Man darf annehmen, daß die Meise auch diese Verse ungeniert hat fallen lassen.

*

Nein, diese Neger!

Vor vielen Jahren, es muß so um 1890 herum gewesen sein, wurde ein Blatt in Deutschland beschlagnahmt, das gewagt hatte, eine Tennisspielerin abzubilden, wie sie nach einem hohen Flugball sprang und diesen zu erreichen suchte. Auf dem Bilde waren nämlich, wie erklärt wurde, „Teile der Beine unterhalb der Knie deutlich zu erkennen“. Heute kann man auch Teile der Beine oberhalb der Knie sehen, und es regt sich niemand mehr darüber auf. Dafür hat man jetzt andere Sorgen. So zum Beispiel in Westafrika, wo die englische Kolonialregierung die Einfuhr und den Verkauf von Katalogen verboten hat, in denen Damenwäsche abgebildet ist. Es ist nämlich festgestellt worden, daß die Neger diese Bilder ausgeschnitten und in ihren Häusern an die

Wände geklebt haben. Das sei unschicklich, meint die Regierung; aber wahrscheinlich ist sie nur böse darüber, daß die Neger die Bilder nehmen, statt die englische Wäsche zu kaufen!

Cubert.

Unser Gehirn kann sich selbst photographieren!

Wenn man Zink, Blei, Quecksilber, Magnesium, Kadmium und andere Metalle belichtet, dann werden sie photoaktiv, d. h. sie wirken auf eine photographische Platte ein. Nachdem man dies also bei Metallen beobachtet hatte, lernte man auch organische Körper und Flüssigkeiten kennen, die photoaktiv nach Belichten sind, z. B. das Blut von Kaninchen, Vogelfedern, Schmetterlingsflügel, ferner Holz, Papier und verschiedene Oele.

Wird nun Gehirnsubstanz (oder anderes Nervengewebe) der Sonnenstrahlung oder dem Licht einer Quarzlampe ausgesetzt, so erhält die Gehirnsubstanz die Fähigkeit, sehr lichtempfindliche photographische Platten in ein- bis zweimal 24 Stunden zu schwärzen. Diese Eindrücke ergeben sich aber nur, wie gesagt, bei entsprechend belichteter Gehirnsubstanz.

Auf die lichtempfindliche Schicht der photographischen Platte wirken nun die verschiedenen Schichten des Gehirns in ungleicher Stärke ein, z. B. die Hirnrinde weniger als das Markweiß. Außerdem ist die Photoaktivität der Gehirnsubstanz von dem Vorhandensein gewisser Stoffe abhängig, die durch Aether und Chloroform — die bekannten Betäubungsmittel — herausgelöst werden können. Einer dieser insgesamt noch nicht ganz erforschten Stoffe ist das in Nerven- und Gehirnsubstanz stets vorhandene Lezithin. Dieses braucht nicht einmal die erwähnte vorherige Belichtung, sondern vermag auch so schon die photographische Platte zu schwärzen; nach erfolgter Belichtung jedoch ist die Photoaktivität um so stärker.

Die in Rede stehende Erscheinung hat — das sei noch erwähnt — nichts mit einem „Leuchten" oder „Strahlen" zu tun, das viele Geisterseher und -beschwörer dem Gehirn gern andichten möchten. Es handelt sich, wie wohl erwiesen ist, um die chemische Einwirkung einer besonderen Form des Sauerstoffs, die noch eine Zeitlang andauert, wenn die Belichtung der Gehirn- oder Nervensubstanz schon aufgehört hat.

Zum Kopfzerbrechen.

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Stadt in Italien, 4 Nebenfluß der Weichsel, 7 Unsinn, 9 Nebenfluß der Wolga, 11 Göttin des Unheils, 12 biblische Männergestalt, 14 berühmter Geigenbauer, 16 Nahrungsmittel, 18 Spitze eines Truppenkörpers, 20 Singspiel, 21 Musikzeichen in den Psalmen, 22 Mondgöttin, 24 weiblicher Vorname, 27 Teil des Baumes, 29 japanischer Staatsmann, 30 Teil des Auges, 31 Musikmaß, 32 Wiese, 33 Himmelsrichtung;

b) von oben nach unten: 1 norddeutscher Dichter, 2 weiblicher Vorname, 3 indisches Reich, 4 Gartenschmuck, 5 nordische Gottheit, 6 weiblicher Vorname, 8 Reiterfahne, 10 männlicher Vorname, 13 Klagelied, 14 mohammedanischer Gottesname, 15 älteste lateinische Bibelübersetzung, 17 nordische Göttin, 19 Straußvogel, 21 Teil des Baumes, 23 Gebirge in Südamerika, 25 Hast, 26 ehemalige deutsche Kolonie, 28 Handlung, 30 biblische Männergestalt. — „Denken und Raten". Heft 17, ist erschienen. 14586

Rösselsprung

stern	det	pfäd	schend	le	ge	tan	fes	trau	ne
ein	ste	o	dir	chen	let	ke	ins	dem	sich
schei	berg	nur	hen	lau	nen	sicht	ver	tan	end
hen	ge	ein	man	ken	dir	ten	von	sich	vor
steht	ne	sah	gel	blik	be	schau	chen	an	der
ernd	vo	ke	sie	end	mäd	des	zei	lich	stir
ta	ber	schau	nur	traum	stend	nächt	ne	we	ge
nen	blieb	ber	li	ernd	stehn	ges	ta	an	nach
li	ge	ge	er	her	im	ra	ten	ew'	stend
oft	ei	und	dau	gen	set	sie	und	sich	stirn

14654

Magnet

Alle nimmst du in Bann, dein gleißender Schein lockt sie alle.
Dich zu erraffen ist schwer, hat man dich, will man noch mehr. 14027

Probates Mittel

Eins zwei nervösen Hast der Stadt entronnen,
Genießt im Freien ungeahnte Wonnen;
Eins zwei Natur so recht ans Herz will sinken,
Zwei muß im Lenz in Einszwei Obstwein trinken. 11737

Magischer Diamant

a a, e e e e e e e e, i i, k, l l l, m m, p p, s s s s s

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Konsonant, 2. Vorgebirge des Harzes, 3. Prophet, 4. Preßfalte, 5. Gesichtslarve, 6. Gewässer, 7. Vokal. 14312

Das ist das Leben

Der Eins war stets der Menschen Zier;
Er dient als Schmuck, doch auch als Fessel für das Leben.
Die Völker morden sich mit Zweibegier,
Das ganze Dasein ist ein einzger Zwei nur eben.
Doch wenn die beiden sich gepaart, wird's edler Streit;
So war's im Altertum, so ist's in unsrer Zeit. 14026

Resignation

Ja einst, in meinen Jugendjahren,
Da hab' ich Liebe viel erfahren,
Doch niemals wurde mir beschert,
Der Einszwei, der mich ernst begehrt,
Der Eins (verstellt), den ich im Leben
Ersehnt, zwei ward mir nicht gegeben.
Ich hab' gewartet manches Jahr,
Allmählich wurde mir dann klar,
Daß von den vielen jungen Leuten
Die meisten wohl die Fessel scheuten. —
Ich geh', weil sich kein Einszwei eingestellt,
Ganz eins mit einszwei Miene durch die Welt. 12120

Rätselauflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzworträtsel: a) 1 Este, 4 Tuba, 8 See, 9 Asti, 10 Isar, 12 Gent, 13 Garage, 15 Naht, 17 Aloe, 19 Lenau, 22 Gruft, 25 Alge, 27 Narr, 29 Eremit, 32 Eger, 33 Rede, 34 Riga, 35 Don, 36 Aula, 37 Atem; — b) 2 Susa, 3 Esra, 4 Tegel, 5 Banner, 6 Asta, 7 List, 10 Igel, 11 Aron, 14 Gaul, 16 Huf, 18 Oger, 20 Eva, 21 Aargau, 23 Ulme, 24 Tete, 26 Gerda, 27 Norm, 28 Rega, 30 Erna, 31 Idee.

Rösselsprung: Auf einem jungen Rosenblatt Mein Liebster mir geblasen hat Wohl eine Melodei. Es gab mir viele Dinge kund Das Rosenblatt am roten Mund Und war kein Wort dabei. Und als das Blatt zerblasen war, Da gab ich meinen Mund ihm dar Und küßt' an ihm mich satt. Und viel mehr Dinge tat noch kund Der rote Mund am roten Mund, Selbst als das Rosenblatt. Bierbaum.

Scherzrätsel: (P)rost.

Nationalisierung: Minute — im Nu.

Ein Allerweltskerl: Umschlag.

Silbenrätsel: Wer Unkraut säet, drischt kein Getreide. — 1. Weihe, 2. Eduard, 3. Rabbi, 4. Utopie, 5. Notar, 6. Katarakt, 7. Rakete, 8. Astrolog, 9. Urian, 10. Tolstoi, 11. Sympathie, 12. Aviatik, 13. Egoist, 14. Tolpatsch, 15. Diskurs, 16. Rossini.